

Adolfo Pérez Esquivel

Auf das Schweigen Gottes hören

Man hat mich gebeten, für CONCILIUM diesen Beitrag über Gerechtigkeit und Frieden zu schreiben, eine Reflexion über die Erfahrungen, die wir machen, wenn wir das Volk Gottes in Lateinamerika auf seinem Weg begleiten und diesen zu unserem eigenen machen, in einem Kontinent, der zwischen Angst und Hoffnung lebt.

Alle Wege führen irgendwohin, kreuzen sich, verlieren sich in nicht immer bekannte oder sichtbare Fernen und stellen dabei zwischen Kulturen und Sprachen Verbindungen her. So durchziehen sie die Geschichte der Völker und nehmen in den Zeichen der Zeit diese selten erzählte Geschichten auf. Die Wege, die nicht gegangen werden, bringen weder vergangene noch gegenwärtige Geschichte hervor, sie fallen der Vergessenheit anheim.

Die Geschichte, die man kennt, ist nicht immer die wirkliche Geschichte, sondern diejenige, die die Unterdrücker lehren. In Lateinamerika bringt man uns diese falsch erzählte Geschichte bei; diese Geschichte der Konquistadoren, die den Prototyp der Kriegshelden herausbildete, und die Geschichte, die die Völker, unsere eingeborenen Völker, gelebt haben, ihren Geist, ihre Sprache, ihre Kultur, ihre Märtyrer, ihre Sehnsucht nach Freiheit und Gerechtigkeit, ihre Ängste, ihre Leiden, ihre täglich neue Suche nach Wegen der Hoffnung vergaß oder nicht wollte, daß wir sie kennenlernten. Eine von Mund zu Mund, von Hand zu Hand überlieferte Geschichte mit Blick auf ein neues Morgen.

Lateinamerika zu erleben heißt, dieses bunte Mosaik aus verschiedenen einheimischen Kulturen, eroberten Eroberern, gegen ihren Willen in den Kontinent eingegliederten schwarzen Völkern, die sich diesen schließlich durch langes Dulden und Liebgewinnen freiwillig zu eigen

machten, aus Bauern, Arbeitern, jungen Menschen, Ordensleuten, die mit dem Land verschmolzen, der an der Last der Konquista tragenden Kirche, die sich an der Macht der jeweils herrschenden Unterdrücker beteiligt, und diesem neu auftauchenden Gesicht von Kirche, die hereinbricht, durchdringt, evangelisiert und befreit. Aus diesem Grund kann man nicht von einem einheitlichen, abstrakten Lateinamerika sprechen. Aber es gibt doch gemeinsame Wurzeln und Bedürfnisse, die Kraft einer keineswegs begriffenen, aber intensiv gelebten Einheit. Und es sind dieses Volk, seine Spiritualität, seine Widersprüche, Sehnsüchte und Hoffnungen, mit denen wir heute am Scheideweg erkennen können, von woher wir als Christen unseren Einsatz verstehen.

In der komplexen Welt, in der wir leben, in der die großen wissenschaftlichen und technischen Fortschritte, die Ausflüge in den Weltraum, die Kybernetik einerseits mit dem Hunger, den Kriegen und der Unterdrückung der Völker andererseits verflochten sind, in dieser Welt sind das Machtstreben, die Abhängigkeit, Marginalisierung und Ausbeutung Unrechtsstrukturen, die entstehen, wenn der Mensch vergessen wird. Und wenn der Mensch den Menschen vergift, vergift er auch Gott und verliert jegliche Daseinsberechtigung, er wird zum Objekt statt zum Subjekt, zu unserem Bruder und einem Kind Gottes. Dies ist auch unter den sogenannten Christen der Fall.

Der Kleine Bruder Charles de Foucauld hat in seiner Person ein tiefes Verlangen bezeugt, «das Evangelium mit dem ganzen Leben auszurufen», sich am Leben der Armen auszurichten und es zu teilen, wie Jesus, bis er für die starb, die er liebte. Mit einer solchen völligen Verfügbarkeit müssen wir auch im Tumult unserer Großstädte die innere Wüste herstellen, die Wüste, die uns erlaubt, auf das Schweigen Gottes zu hören, unseres Herrn der Geschichte, der in den Zeichen der Zeit jeden einzelnen von uns anruft und ihm die Wege weist. Das Hören auf das Schweigen Gottes ist das Gebet dessen, der die unerzählte Geschichte der Armen, der Kleinen und Unterdrückten des Volkes Gottes leben, teilen und verstehen will, um zum Aufbau seines Reiches und seiner Gerechtigkeit beizutragen. Und von diesen Wegen, die ich in langen Jahren zurückgelegt habe, in denen ich das Leben der Völker Lateinamerikas teilte, möchte ich ausgehen, um auf einige Zeichen aufmerksam zu ma-

chen, die mir mit Hilfe der Weisheit der Arglosen zuteil geworden sind.

Die Weisheit ist eine Gabe, die denen geschenkt wird, die ein argloses Herz haben. Sie geht aus dem Überdenken des Glaubens in den kirchlichen Basisgemeinden hervor. Sie ist Hoffnung und Kraft des Geistes. Diese Zeichen möchte ich mitteilen als ein Kleiner Bruder, der sich lange Zeit geweigert hat, diese oft schmerzvollen Erfahrungen niederzuschreiben, und der sich seiner Grenzen bewußt ist, die es unmöglich machen, sie wirklich ganz zu vermitteln. Diese Zeichen sind Scheidewege auf den mit der Kirche in Lateinamerika gegangenen Wegen und bestimmen in gewisser Weise die Ängste und Hoffnungen der Völker.

1. Die Christen und der Krieg. Das Absurde ist eine alltägliche Tatsache geworden. Der Krieg um die Malwinen, April 1982.

2. Ein neues Gesicht der Kirche: arm, prophetisch, zeugnishaft. Das Ende der konstantinischen Epoche in der Kirche Lateinamerikas – Versammlung der lateinamerikanischen Bischöfe im Hogar de la Santa Cruz, Riobamba, 12. August 1976.

3. «Gott tötet nicht» – Gefängniserfahrungen – Das Schweigen Gottes. Wüste und Gebet, April 1977.

4. Die Weisheit der Kleinen. Der Friede und die Liebe sind dasselbe. Zeichen der Hoffnung, Recife, Brasilien, Mai 1981.

I. Die Christen und der Krieg

Wir erleben derzeit die Folgen eines Krieges: Zerstörung, Tod, körperliche, seelische und geistige Krüppel.

In den Krieg zieht man mit Hurra- und Siegesrufen, fast so wie zu einem Fest. Geschlagen, mit dem bitteren Geschmack der Zerstörung, kehren Sieger und Besiegte zurück. Man bedient sich motivierender Aktionen. Über den gerechten Krieg ist schon viel diskutiert worden. Augustinus, Thomas und viele andere haben die Bedingungen dafür in einem Artikel niedergelegt, aber wir Christen müssen uns doch darum bemühen, die Botschaft des Evangeliums tiefer zu verstehen und zu leben. Wenn die Christen mehr an die weltlichen Mächte und an die Macht der Waffen glauben als an das Evangelium, dann verlieren sie die Kraft Gottes.

Der Malwinenkrieg konfrontierte uns mit schwer zu vereinbarenden Situationen. Manche

Bischöfe, Priester, Ordensleute und Christen ganz allgemein erhoben, lauter noch als die Militärs, ihre Stimmen zur Kriegstreiberei, rechtfertigten den Krieg und die Vernichtung des Gegners. Von Frieden zu reden kam fast einem Verrat gleich. Man benutzt den Glauben, Gott, den Rosenkranz, die Jungfrau Maria als Mittel zur Rechtfertigung des Krieges.

Wir vernahmen auch Zeichen der Hoffnung: Einige Bischöfe und christliche Kreise verkündeten im Geist des Evangeliums den Frieden als Grundwert des Lebens.

Ich habe viel Kritik und viele Beleidigungen geerntet, bloß weil ich erklärte, es könne keinen gerechten Krieg, sondern nur eine gerechte Sache geben. Jeder Krieg ist Unrecht. Wenn wir dies nicht glauben, rechtfertigen wir die Abscheulichkeiten, die sich aus dem Begriff des Krieges selbst ergeben: die Vernichtung des Feindes.

Diese Widersprüche zwischen den Christen, diese Rechtfertigungen haben dazu geführt, daß die Welt in einem Gleichgewicht des Schreckens lebt, haben zur Zunahme der Atomwaffenarsenale geführt, zu immer ausgeklügelteren Waffen und zu immer technifizierteren Kriegen, zu einer Wissenschaft im Dienst der Zerstörung und derer, die mit dem Tod ihre Geschäfte machen.

«Die ganze konstantinische Epoche hindurch», schreibt P.J. Comblin, «diente die Theorie vom gerechten Krieg als Entschuldigung dafür, daß die Kirche ihren Gläubigen befahl, Kaiser, Könige, Staaten oder irgendeine andere mit ihr liierte Macht zu unterstützen. Außer in Ausnahmefällen hat die Kirche nie gegen die von den Königen angezettelten Kriege protestiert, sondern sie eher gerechtfertigt». Und aufgrund solcher Texte kommt er zu einem noch radikaleren Urteil: «Das Ziel der Lehre besteht ganz klar darin, das Kriegführen zu erlauben» (Théologie de la Paix [Ed. Universitaires, Paris 1963] Bd. II 18).

Wir könnten noch einen ausführlichen Rückblick auf die Geschichte der Rechtfertigungen anfügen, aber meine Absicht ist nicht, in eine theologische Untersuchung des Themas einzutreten, sondern lediglich einige Punkte hervorzuheben.

Johannes Paul II. erklärte anlässlich seiner Reise nach Großbritannien: «In diesem Augenblick muß die Menschheit sich einmal mehr die Frage des absurden und immer ungerechten Phänomens des Krieges stellen.» Bei seiner Ankunft in Argentinien sagte er: «Das traurige Schauspiel

des Verlustes von Menschenleben mit sozialen Folgen, die sich in den vom Krieg betroffenen Völkern über längere Zeit hinziehen werden, lassen mich mit großem Schmerz an den Sog von Tod und Vernichtung denken, an jeder bewaffnete Konflikt immer verursacht.» Man beruft sich auf die legitime Verteidigung, beansprucht die gleichen Mittel wie der Angreifer. So kommt man von der Legitimität der Verteidigung zur Legitimität mörderischer Gewaltanwendung.

Christus gibt uns ein klares, entschiedenes Gebot: «Du sollst nicht töten!» Es handelt sich um ein Gebot und um nichts anderes.

In diesem Krieg um die Malwinen, der absurd war wie jeder Krieg und der hinter dem Rücken des Volkes geführt wurde, zu einer Zeit, in der das Land Unterdrückung und Elend und eine schwere geistige und moralische Krise durchlebte, erhoben sich viele Stimmen sogar aus christlichen Kreisen, um den Krieg zu unterstützen, und unternahmen alle möglichen Rechtfertigungsversuche: «... Ein Übel wie der Krieg kann für die Argentinier gute Folgen haben ... Bei dieser Befürwortung (des Krieges) dürfen die Christen nicht fehlen, wenn sie nicht ihre zweifache Identität, die religiöse und die nationale, aufgeben wollen» (La Tarde, Tucumán, vom 7. Juni 1982: I. López, Los cristianos y la guerra).

Auf diese Weise wird politischen, ökonomischen, militärischen Interessen der Vorrang vor dem Evangelium gegeben, und man hält sich nicht an das Wort Gottes und die eingegangene Verpflichtung.

Ich möchte nur auf die Notwendigkeit einer grundlegenden Überprüfung und Klärung der Position der Christen in der Frage des Krieges hinweisen. Die Kämpfe des Volkes, die Befreiungsbewegungen müssen nicht unbedingt als bewaffnete Aktionen gedacht werden.

II. Ein neues Gesicht von Kirche: arm, prophetisch, zeugnishaft

Paul VI. empfahl den Bischöfen, ihre pastoralen Erfahrungen auszutauschen und sich zu treffen, um sich gegenseitig zu informieren und Verbindung zu halten. In diesem brüderlichen Geist veranstaltet eine Gruppe von lateinamerikanischen Bischöfen in regelmäßigen Abständen Treffen zu diesem Zweck, um sich bei der Reflexion gegenseitig Hilfen zu geben und um auf dem Weg der lateinamerikanischen Kirche und der

Weltkirche engere Kontakte zu knüpfen. Diese Gruppe von Bischöfen wurde von einigen Priestern und Laien begleitet, die zu der streng pastoral ausgerichteten Reflexion im Kontext der lateinamerikanischen Wirklichkeit und der von der Kirche und den Völkern erlebten Probleme beitragen sollten.

Wir Teilnehmer kamen aus verschiedenen Ländern des Kontinents (Mexiko, Brasilien, Chile, Peru, Kolumbien, Ecuador, Argentinien, Venezuela, Paraguay) sowie aus den USA.

Auch wenn damals das repressive Verhalten der Regierung von Ecuador gegenüber den Bischöfen und sonstigen Teilnehmern im Hogar de la Santa Cruz in Riobamba, der Diözese, der Bischof Proaño vorsteht, ein internationales Echo fand und in der Kirche Beunruhigung darüber hervorrief, was die Verhaftung so vieler Bischöfe, Ordensleute und Laien zu bedeuten hatte, so ging man später über dieses Ereignis als eines unter vielen hinweg.

Trotzdem glaube ich, daß dieser Vorfall in der lateinamerikanischen Kirche das Ende der konstantinischen Epoche, der Bündnisse zwischen Regierungen und Kirche und der Beteiligung an der weltlichen Macht bezeichnete. «Als das Christentum Reichsreligion wurde, begannen die stoischen und politischen Tugenden die ursprünglichen theologischen Tugenden der ersten Christen zu ersetzen. Das Heldentum des Soldaten trat an die Stelle des Heldentums des Märtyrers» (Th. Merton, Conf. de un espectador del p., 96).

Uns, die wir diese Augenblicke der repressiven Gewalt selbst erlebten, wurde dieses neue Gesicht der Kirche klarer, die ärmer, prophetischer, zeugnishafter sein will, dieser Weg des Volk-Gottes-Seins im Sinne des Wortes: «Man wird euch um meines Namens willen verfolgen, aber fürchtet euch nicht ...». Eine unerhörte Tatsache in unserem Kontinent, in dem die weltlichen Machthaber – die ihre Christlichkeit herauskehren und das Banner der sogenannten christlich-abendländischen Kultur und deren Verteidigung mit Hilfe der Ideologie der Nationalen Sicherheit aufpflanzen – das Volk unterdrücken und jene, die wie in Riobamba sich dafür engagieren, das Evangelium bei den Armen und Notleidenden zu leben. Diese Tatsache ist ein Zeichen Gottes, das uns als Christen in Frage stellt und uns mahnt.

Der Weihbischof von Santiago de Chile, Enrique Alvear, gab zusammen mit den Bischöfen González und Ariztía eine Erklärung ab: «... mit

einem von Frieden, Freude und Hoffnung erfüllten Herzen, ohne jedes Bedauern und ohne jede Bitterkeit gegenüber irgend jemandem. Vielmehr im Wissen darum, daß alles, was Leid und Demütigung ist, sich dem Evangelium gemäß immer in eine Quelle der Freude, der Erlösung, der Wohltaten für die Menschen verwandelt». Und er verweist auf den Einsatz der Kirche bei der Befreiung des Menschen in Lateinamerika, einer Befreiung, wie sie das Evangelium versteht, nämlich: den ganzen Menschen umfassend.

Das heißt, es ist ein äußerst positives Zeichen dieser Kirche, die sich erneuert und in der der Bischof nicht mehr der einzelne Seelsorger einer vom Zusammenhang mit der Welt losgelösten Diözese ist, sondern der Seelsorger, der zu einem Bischofskollegium gehört, das für die Kirche und die Evangelisierung der ganzen Welt auf allen Ebenen verantwortlich ist. Ein Engagement, das dazu führt, daß die Kirche das Martyrium vieler ihrer Söhne und Töchter erlebt, und das das Samenkorn in der Hoffnung auf eine gerechtere und menschlichere Welt ist. Die Traurigkeit und die Freude, die wir im Hogar de la Santa Cruz bei dieser zu einem der Zeichen Gottes gewordenen Begegnung empfanden, könnte ich in den Augenblick fassen, den wir bei der Feier der Eucharistie in der Kaserne San Ignacio in Quito erlebten: Die von den Bischöfen Enrique Alvear und Carlos González geleitete Messe war eine stark empfundene Gegenwart («Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen ...»). Von Kommandanten und Offizieren der Militärpolizei umgeben, streckten wir auch ihnen beim Friedensgruß die Hände entgegen. Sie schauten uns völlig verwirrt an. Ihre Schablonen der Intoleranz und Ungerechtigkeit standen vor der Kraft des Geistes der Schwachen entblößt da.

Dies ist der Weg der lateinamerikanischen Kirche, ein Zeichen der Hoffnung und ein Licht für die Welt.

III. «Gott tötet nicht»

Nach Riobamba, Ekuador, beschlossen wir, nach Argentinien zurückzukehren. Die schlimme Situation des Terrorismus, die sowohl durch die Guerrilla als auch durch die von den Streitkräften und Sicherheitskräften entfesselte Unterdrückung hervorgerufen wurde, dauerte an. In die Tausende gingen die Ermordungen, Entführungen, Verhaftungen und Folterungen, die alle

Kreise des Landes betrafen: gewerkschaftliche, politische, pädagogische, kulturelle und auch kirchliche Kreise mit ermordeten Priestern und zum Verschwinden gebrachten Nonnen.

Am 4. April wurde ich verhaftet und in die Superintendentur der Seguridad Federal gebracht, wo man mich in einem «Schlauch» einquartierte, einem kleinen Verlies ohne Licht und sanitäre Einrichtungen, wo ich zweiunddreißig Tage lebte und wo Tag und Nacht ein und dasselbe waren. Als man mich zu dem Schlauch führte, nahm ich in der Dunkelheit einen starken Geruch von Urin, Schweiß und Traurigkeit wahr. Die Eisentür schloß sich hinter mir. Ab und zu hörte ich das Geräusch von Gefängnistüren und den Schritt der Wache. Es war der erste Tag der Karwoche und der Jahrestag des Todes von Martin Luther King.

Ich begann, mich an die Umgebung zu gewöhnen und konnte mehr durch Tasten als durch Sehen eine feuchte Matratze auf dem Boden und einen kleinen Raum von drei Schritten von der Tür zur Wand wahrnehmen. Wenn wir uns in einen Raum ohne Dimensionen verlieren, verliert auch die Zeit ihren Sinn. Wir können viele Vermutungen anstellen. Das Gebet überstürzte sich, eines folgte auf das andere, brach mittendrin ab. Nach und nach begriff ich, daß ich meine innere Ruhe wiederfinden mußte. Wenn wir unter normalen Umständen beten, schaffen wir gewisse günstige Bedingungen, damit unser Gebet sich ganz entfalten kann. In Grenzsituationen verändert sich alles, und wir entdecken eine neue Dimension der Kraft des Gebetes, des Bedürfnisses, die innere Wüste entstehen zu lassen und auf das Schweigen Gottes in uns zu hören.

Stunden vergingen. Ich hörte Schritte und Stimmen. Jemand öffnete das Vorhängeschloß und schob den Riegel beiseite. Als die Tür sich öffnete, war ich vom Licht geblendet. Dann erkannte ich auf den Wänden zahlreiche Inschriften. Nach zwei Tagen durfte ich in einem rechteckigen, abgeschlossenen Raum ein bißchen herumlaufen, auf den noch andere Schläuche mündeten. Der Ort war ein Folterzentrum. Während meines Aufenthaltes brachten sie nur Frauen aus anderen Gefängnissen dorthin, um sie zu verlegen oder über Nacht freizulassen. Die meisten kamen aus dem Landesinneren und waren ohne Prozeß und ohne Grund festgenommen worden. Eine ältere Frau, die ihre Mitgefangenen «Großmutter» nannten, sagte zu mir: «Mein Sohn, ich

habe so viel geweint, daß ich keine Tränen mehr habe. In mir drin ist alles ausgetrocknet. Sie haben mir solchen Schmerz zugefügt, daß ich will, daß sie all dies Unrecht büßen ...». Angst, stockende Stimmen, Ungewißheit. Und auch ein Schimmer Hoffnung auf Freiheit.

Einige junge Leute, die sich an unbekanntem Ort aufgehalten hatten, waren festgenommen worden. Hier wurden sie nun «legalisiert». In den Tagen, als ich in dem Innenhof herumlaufen durfte, begann ich, auf die Inschriften auf den Wänden der Schläuche zu achten. An einige erinnere ich mich: «Wenn der Abend des Lebens hereinbricht, werden sie dich in Liebe zurückfordern», «Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun», «Muttergottes, rette uns, wir sind unschuldig». Schimpfworte, Namen geliebter Menschen, des Lieblingsvereins – und ein großer, dunkler Fleck. Später merkte ich, daß es Blut war. Mit diesem Blut hatten sie drei Worte geschrieben: «Gott tötet nicht.»

An sie muß ich oft denken, so als wären sie in mein Inneres eingraviert. Als die Wache mich in den Schlauch einsperrte, in völligem Dunkel, trug ich diese Worte in mir. Ich habe viel darüber nachgedacht, habe an diesen gefolterten Bruder gedacht, der in einer Grenzsituation diesen tiefen Akt des Glaubens zuwege bringt und mit seinem eigenen Blut «Gott tötet nicht» schreibt. Das ist der gequälte Aufschrei eines ganzen Volkes. Über diese Fragen müssen wir gründlich nachdenken. Viele Abscheulichkeiten sind im Namen der christlich-abendländischen Kultur verübt worden. Man hat einen schmutzigen Krieg angezettelt, für den alle Mittel recht sind. Das ist die totale Verneinung des Lebens und Gottes.

IV. Die Weisheit der Kleinen

Bei einer ausgedehnten Reise durch Brasilien besuchten wir mit Dom Helder Câmara, dem Erzbischof von Olinda und Recife, eine der Favelas seiner Diözese am Rande des Flusses, der, wenn er über die Ufer tritt, die unsicheren Behausungen überschwemmt. Die Not, diese strukturelle Ungerechtigkeit, die die ärmsten Völker niederdrückt, war überall zu spüren. Unter der brennenden Sonne von Recife gingen wir durch die Ansiedlung, begleitet von den Bewohnern, die sich wegen einer möglichen Räumung Sorgen machten. Die meisten verdienen weniger als den Mindestlohn und können sich kaum ernähren. Viele Kinder folgen uns.

Aus dem Gedränge kommt eine schwarze, ärmlich gekleidete, barfußige Frau mit einem schweißbedeckten, runzligen Gesicht, um den Kopf ein Tuch, wie es die Campesinas im Nordosten tragen, lächelnd und mit freudestrahlenden Augen auf uns zu. In ihren Händen trägt sie zwei Blumen, die sie am Flußufer gepflückt hat. Mir gibt sie die weiße Blume mit den Worten: «Diese weiße Blume ist das Sinnbild des Friedens», dann wendet sie sich Dom Helder zu und gibt ihm die rote Blume: «Diese rote Blume ist das Sinnbild der Liebe.» Sie legt die Hände ineinander und sagt: «Der Friede und die Liebe, das ist ein und dasselbe.» Darauf schließt sie sich still der Menschentraube an, die uns begleitet. In der Mitte der Siedlung angekommen, schildern sie uns ihre Situation: die nie eingehaltenen Versprechungen der Funktionäre der Regierung, ihre Bedürfnisse, ihre Geschichte. Die meisten kommen aus dem Landesinnern, sind Bauern, die wegen der Dürre und der Mißernten ihr Land verloren haben oder ihren Lebensunterhalt nicht bestreiten konnten. Sie gehören zu den Massen derer, die auf der Suche nach besseren Lebens- und Arbeitschancen in die urbanen Zentren abwandern.

Die Sonne trocknete allmählich den Boden. Die Hitze wurde stärker. Inmitten der Leute lächelte die Frau mit der weißen und der roten Blume in der von Hoffnung erfüllten Weisheit der Arglosen. Trotz ihrer ungewissen Zukunft und ihrer Entbehrungen.

Man braucht viel Kraft und Mut, viel Glauben an Gott, um unter diesen Bedingungen leben und durchhalten zu können, um für sein Menschsein kämpfen zu können und vor der Ungerechtigkeit nicht zu kapitulieren.

Die Gerechtigkeit besteht darin, die Wahrheit und das Recht des Menschen und der Völker wiederherzustellen. Das Recht auf Freiheit, auf ein gerechtes, menschlicheres Leben.

Heute entdeckt die Kirche Lateinamerikas wieder ihre prophetische Mission, ihre vorrangige Option für die Armen, und wird zu einer Kirche, die Volk Gottes ist.

Diese vier Zeugnisse, die anscheinend unverbunden nebeneinanderstehen, sind jedoch im Geiste eng miteinander verknüpft und machen zugleich die Widersprüche zwischen den Christen deutlich, die mitten durch die Weltkirche hindurchgehen.

In Lateinamerika entsteht – nicht aus theologischen Diskussionen (die für die Reflexion not-

wendig sind), sondern aus dem Unterwegssein der Völker – ein neues Gesicht der Kirche, das einer armen, prophetischen, zeugnishaften Kirche; ein Zeichen der Hoffnung in den kirchlichen Basisgemeinden, Zeichen eines ersten befreienden Schrittes zu dem Bewußtsein, daß das Reich Gottes etwas Konkretes ist und daß die Gerechtigkeit darin besteht, die zerbrochene Brüderlichkeit zwischen den Menschen wiederherzu-

stellen und das Brot und die Freiheit in der Wahrheit mit unseren Brüdern und Schwestern zu teilen.

Diese Zeugnisse sind die Zeichen, die in gewisser Weise auf diese Suche nach Gerechtigkeit und diesen Weg des Friedens als Grundwert des Lebens hindeuten.

Aus dem Span. übers. von Victoria M. Drasen-Segbers

ADOLFO PÉREZ ESQUIVEL

1931 in Buenos Aires, Argentinien, geboren. Studierte an der Escuela de Bellas Artes de Buenos Aires y de La Plata. 1956 Professor für Bildhauerei. Im selben Jahr Eheschließung mit einer Musikerin (Komponistin), mit der er jetzt drei Söhne hat. Lehrtätigkeit an mehreren Staatsuniversitäten und Instituten. Beteiligung an Ausstellungen, bei denen er Preise und Auszeichnungen erhielt. Die bildhauerische und zeichnerische Arbeit dienten ihm auch als Mittel, um seine Anklage gegen die Ungerechtigkeit zum Ausdruck zu bringen und den langen Marsch der Volksschichten auf der Suche nach ihrer Befreiung zu schildern. 1971 schloß er sich den «Ghandi-Gruppen» an. Sehr schnell wurde er von ihnen mit Führungsaufgaben betraut. Außerdem förderte er ein städtisches Gemeinwesenprojekt. Die Qualifikation zu diesem Dienst vertiefte er durch das Studium des Evangeliums und der Beiträge der Bewegung für gewaltfreie Aktion. 1973 gründete er die Zeitschrift «Paz y Justicia» und den «Servicio para la Acción No-violenta Latinoamericana». Die Zeitschrift sollte später zum offiziellen Presseorgan von «Servicio Paz y Justicia»

werden. Im selben Jahr fand in Medellín, Kolumbien, die Konferenz für eine gewaltfreie Befreiungsstrategie für Lateinamerika statt. Dies war die zweite Zusammenkunft von Organisationen und Gruppen, die mit gewaltfreien Methoden für Gerechtigkeit eintreten. Bei dieser Gelegenheit wurde er zum Generalkoordinator des «Servicio» für ganz Lateinamerika ernannt. Er beteiligte sich dann auch an der Gründung und am Ausbau von «Coordinadora de Entidades y Organizaciones Cristianas (CEOC)», unterstützte das «Movimiento Ecueménico por los Derechos Humanos (MEDH)» und ist Gründungsmitglied der «Asamblea Permanente por los Derechos Humanos (APDH)». Am 4. April 1977 wurde er festgenommen und blieb bis 1978 in Haft. Dann wurde er zwar freigelassen, aber bis Ende 1979 unter Polizeiaufsicht gestellt. 1980 erhielt er den Friedensnobelpreis, den er entgegennahm «im Namen der Völker Lateinamerikas und besonders meiner Brüder, der Ärmsten und Geringsten, denn diese sind die von Gott am meisten Geliebten». Anschrift: España 89, San Isidoro, Buenos Aires, Argentinien.